

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

In luftiger Höhe stand Erich Wölflin auf dem Gerüst des Neubaus in der Schmiedestraße, bohrte und trieb die festen Holzstöße in den Balkenverband. Da fühlte er einen Blick auf seinen Händen ruhen, daß er unwillkürlich den Hammer sinken ließ. Er sah sich um und war ganz allein. Die Gesellen standen jenseits am Siebel und zogen einen Balken hoch. Aber er wurde die Empfindung nicht los und sah hinunter zur Straße. Der Bau war ein Landhaus von mäßiger Höhe. Jedes Gesicht da unten war zu erkennen. Auf dem Bürgersteig gegenüber spielten ein paar Kinder zwischen weißleuchtenden Kreidestrichen „Himmel und Hölle“ und sprangen auf einem Bein die Figuren ab. Unter einem Lindenbaum stand ein Mann und blickte hinauf.

Wölflin stupte. Diesen Kopf hatte er schon einmal gesehen, das lang in den Nacken fallende graue Haar, den langen Flügelbart. Er wand sich durch die Balken und trat an die Dachkante.

„Herr Professor!“ rief er laut hinunter.

Zu demselben Augenblick drehte sich der Herr um und ging weiter.

„Herr Professor Reimann!“

Erich hielt beide Hände hohl an den Mund, um den Schall weit tragen zu lassen. Der Fremde hörte nicht. Aber Erich war so fest davon überzeugt, den alten Herrn aus der „Einde“ in Niederwiesenthal gesehen zu haben, daß er die Treppen hinabstürzte und ihm nacheilte. Ein Straßenbahnwagen fuhr vorüber. Weiter unten war eine Haltestelle. Wölflin sah nur die spielenden Kinder. Der Fremde war verschwunden, wohl mit dem Wagen davongefahren.

Wie angewurzelt stand der junge Zimmermann auf dem Straßendam und sagte leise vor sich hin:

„Es war Professor Reimann!“

Dann erfaßte ihn eine bedrückende Unruhe. Die schmerzenden Bilder vom Ende seines Vaters stiegen wieder in ihm auf. Es flimmerte vor seinen Augen und in den Strahlen der sinkenden Sonne erschien ihm wie eine Fata Morgana in übernatürlicher Größe ein blauer Anker und darüber tanzend ein Reigen goldig-blauer Sterne. Wie im Traume brachte er die letzte Arbeitsstunde hinter sich und eilte verstört nach Hause.

Tante Malchen und Lotte Wölflin erschrafen fast, als sie ihn so kommen sahen. Als er zögernd von dem Vorkommnis berichtete, sagte die Schwester tonlos:

„Dann war es derselbe Herr, der am Nachmittag zweimal hier vorbeiging und uns jedesmal tief in die Fenster sah.“

Sie beschrieb den Fremden näher.

„Kein Zweifel, Vottchen, es war der Alte aus der „Einde“. Was hat das zu bedeuten?“

Erich Wölflin hatte zum erstenmal in Görlich eine schlaflose Nacht. Am nächsten Morgen beurlaubte er sich für den Vormittag und befragte die Portiers der ersten Hotels der Stadt nach den letzten Gästen. Es war sommerliche Reisezeit. Die Häuser waren voll besetzt. Aber in den Fremdenlisten fand er weder den Namen Reimann noch einen Professor, überhaupt keinen Reisenden aus Breslau. Enttäuscht und selbstam bedrückt lehrte er nach Hause zurück.

Sommer und Herbst gingen dahin. Das Erlebnis in der Schmiedestraße war fast vergessen, als ein Brief von Pfarrer Breuer eintraf.

„Lieber Erich! Es ist mir immer eine Freude, wenn ich Ihnen etwas Gutes mitteilen kann. Und diesmal ist es geradezu vom Himmel gefallen und wird Ihren Weg weiter ebnen helfen. Wie Sie mir neulich schrieben, haben Sie sich vernünftigerweise — warum soll der Mensch nicht vernünftig sein? — endlich doch dazu entschlossen, zum nächsten Sommer mit Vottchen und Tante Malchen nach Charlottenburg zu gehen und dort die Technische Hochschule zu beziehen. Daß Sie aber mit Privatstunden und Hilfsarbeiten in den Bauateliers Ihre beste Zeit verkürzen wollen, bloß um Ihren Lieben nicht zur Last zu fallen — nun, kurz gesagt, das wird jetzt wohl nicht nötig sein. Der britische Konsul in Dresden hat für einen im Kreise Sprottau, also in unserm Kreise, gebürtigen würdigen Studenten ein auf vier Jahre zu verteilendes Stipendium von 600 Pfund zu vergeben, gestiftet von einem ungenannt sein wollenden englischen Fabrikanten, dessen Familie aus unserm Kreise stammt. Der Konsul hat den Sprottauer Bürgermeister ersucht, mit dem ältesten Advokaten und dem älteren Pfarrer des Kreises ein Kollegium zu bilden und Vorschläge einzureichen. Wie Sie wissen, bin ich zurzeit der theologische Methusalem im Kreise, und unser Freund Justizrat Thranhardt genießt dieselbe Ehre in der Advokatenzunft des Kreises. Ich habe mich sofort mit Thranhardt in Verbindung gesetzt, und es ist mir eine Genugtuung, mit ihm darin einer Meinung zu sein, daß nur Sie für uns in Frage kommen können. Bürgermeister Hebel hat sich unserm Vorschlage sofort angeschlossen und Ihren Namen mit Begründung bereits eingereicht. Wenn Sie eine Nachricht bekommen, senden Sie mir gewiß umgehend Bescheid, damit Ihnen gratulieren kann

Ihr alter Pfarrer Breuer.“

7. Kapitel.

Professor Lodenburg, Lehrer der Bauwissenschaften an der Technischen Hochschule und weit bekannter Spezialist für landwirtschaftliche Industriebauten, ging ärgerlich an das Fenster. Dann wandte er sich wieder zu seinem Sohne, der gelassen an einer Zigarette sog:

„Du weißt genau, wie nötig ich ihn gerade jetzt brauche. Gewiß, ich habe mich verwöhnen lassen. Wölflin ist meine

rechte Hand geworden die fünf Jahre. Noch einmal — ver-schiebt eure Fahrt.“

„Ich kenne dich nicht wieder, Papa, du denkst doch sonst immer an dich zuletzt. Vergiß nicht, daß Erich die beiden letzten Jahre nicht hinausgekommen ist. Ueberhaupt — wann hat er einmal richtige Ferien gehabt? Immer für dich im Joch, immer Leibsuchs — na, sagen wir Leibeigener seines Professors.“

„Daß deine spizen Bemerkungen! Jedenfalls sind sie etwas übertrieben. Der Junge hat mir gewiß tapfer geholfen; aber denke auch daran, daß es nur zu seinem Besten war. Wo andre in seinem Alter an der Theorie ersticken, hat er schon eine Praxis hinter sich wie ein Alter. Na — und ich darf wohl sagen, ich bin auch nicht kleinlich gewesen. Lassen wir das. Ihr beide steckt ja unter einer Decke, und du bist der Dränger. Ich würdige ja voll und ganz, daß ihr so verhassten seid auf eure Studienreise, auf die Schlösser der Provence und Andalusiens. Und ich fasse das gar nicht lächerlich auf, daß ihr in Kompanie wer weiß was vorhabt. Auch mir war kein Ziel zu hoch, wenn ich auch schließlich und am Ende an Spiritusbrennereien und Zuderfabriken hängengeblieben bin. Am liebsten ginge ich sogar noch selber mit auf meine alten Tage. Aber jetzt gerade — nun, ich will euch einen Vorschlag zur Güte machen. Du hast deinen Reisewechsel ja schon in der Tasche. Ich lege dir also noch tausend Mark dazu, und Wölflin offeriere ich für jeden Monat Aufschub außer dem üblichen Honorar noch tausend Mark extra. Mitte September spätestens sind wir bestimmt fertig. Dann könnt ihr euch für alles entschädigen. Spanien läuft euch nicht weg.“

Der junge Maler warf den Rest seiner Zigarette in den Aschenbecher und sagte kurz, sich einen Kuck gebend:

„Du bist ein nobles Haus, Papa. Wir wollen mit dir bei Gott nicht schachern. Ich werde mit Erich sprechen.“

Er wandte sich zur Tür.

„Uebrigens, er würde kein Wort verlieren, wenn das nicht mit Malchen Trautwein wäre. Es steht nicht gut mit ihr. Seit dem Frühling geht es stark bergab mit dem Fräulein, und in einem halben Jahre kann viel passieren. Das ist es —“

„Ich weiß — ich weiß. — Man soll nicht zu schwarz sehen.“

„Also ich werde in deinem Sinne handeln.“

Er ging. Ladenburg legte die Hände über den Rücken und durchquerte mit großen Schritten das Atelier.

„Was sagte Gerd? — Leibeigener? — Ich habe doch nicht etwa den Jungen ausgenutzt? — Nein, nein! Ein bißel hart war's. Aber immer mit Feuer dabei, nie verdrossen, und ich habe nicht geknauert. In meiner Jugend hatte ich kein so hübsches Bankdepot wie er. Wölflin — nun zur letzten Attacke! Bronin dürfen wir nicht schießen lassen.“

Er sah nach der Uhr.

„Rothkirch muß jeden Augenblick kommen.“

Der Meister legte einen Stoß Entwürfe, Zeichnungen und Pläne zurecht und nahm dann seine Wanderung wieder auf.

„Oder habe ich den Jungen doch heruntergehalten? — Ohne es zu ahnen? — Den Romantiker falsch eingeschätzt? Den Romantiker, den Schwärmer für das Monumentale und Repräsentative zum Ackerpferd gemacht? — Unsinn! Gewiß, eine Fabrik ist kein Theaterpalast. Aber man lernt solide bauen, scharf rechnen, knifflig denken. Und ein rechter Kerl braucht auch da die Kunst nicht darben zu lassen.“

Es klopfte. Gerhard Ladenburg und Erich Wölflin traten ein.

„Ich hab' ihn noch gerade oben erwischt. Also — wir gehorchen und bleiben, Papa!“

„Keine Frage, Herr Professor. Wenn es brennt, war ich immer da. Aber eins — ich bin kein Handelsmann. Ihre Güte —“

Gerhard hielt ihm den Mund zu.

„Willst du Papa beleidigen?“

„Sie würden das in der Tat, bester Wölflin. Also abgemacht. Es ist ein hartes Stück Arbeit. Ganz Bronin wird umgebaut. Eigene Kraftzentrale, Zuderfabrik, Brennerei, Stärkefabrik und was sonst noch alles, so gut wie neu gemacht und angeschlossen. Halt — wie geht es Frau Malchen?“

Erich berichtete wenig Gutes.

„Darum eben wollte ich das so bald als möglich hinter mir haben. Es wird mir ohnehin schwer, aber es muß sein. Aber muß es nicht sein, Herr Professor?“

„Sie müssen fort. Und wir werden uns beeilen. Mein Wort, es wird nicht später wie Mitte September.“

Als sie gingen, sah Professor Ladenburg den Jünglingen lächelnd nach.

„Rastor und Pollux! Einer treibt den andern — zur Höhe!“

Er vergrub sich in die Papiere, die den breiten Arbeitstisch bedeckten, und erhob sich rasch, als das Mädchen den Freiherrn v. Rothkirch-Bronin meldete.

Alexander v. Rothkirch, Mitglied des Herrenhauses und des Reichstages, war ein hochgewachsener, breitschultriger Mann, dem man schon von weitem die Herrschernatur ansah, gepaart mit einem starken Unternehmungsgeist. Dem gebräunten Gesicht gab die derbe, scharf gebogene Nase einen harten Zug. Von den Nasenflügeln liefen ein paar tief geschnittene Linien nach den Mundwinkeln. Diese Linien atmeten eine müde Herbeheit und sprachen im Verein mit den leicht ergrauten Schläfen und den undurchdringlich erscheinenden grauen Augen von Resignation. Mit dem straffen Körper standen die leicht vornüber gebeugten Schultern im Widerspruch. Es lastete auf ihnen wie eine unsichtbare, aber um so drückendere Schwere. Zuweilen gab der Freiherr sich einen kurzen Ruck, als wollte er sich dagegen wehren, matt zu erscheinen. Aber die Haltung war wohl zu fest eingewurzelt, als daß sie sich länger wie nur einen Augenblick verschieben ließ.

Die Herren begrüßten sich etwas förmlich. Bewußter Adel und selbstsicheres Bürgertum standen da in ihrem alten Kontrast.

Rothkirch setzte sich schwer in einen Ledersessel.

„Vorweg meinen speziellen Dank, daß Sie sich nun doch noch mit mir befassen wollen, wo Sie bei Alvensleben noch so tief drin steden. Daß — hm ja“ — er zögerte sonderbar, als er das sagte — „daß Alvensleben mich an Sie gewiesen hat, ist Ihnen ja bekannt. Hoffentlich macht es Ihnen kein Mißvergnügen, unsere jahrelange Kleinpflücherei ins Lot zu bringen. Sie haben wohl alles durchgesehen. Hat mich einen Haufen Geld gekostet, wenn ich das alles ein bißchen abdiere, und ist nun doch nichts Halbes und nichts Ganzes. Eine Bude neben der andern, so ist's auf allen meinen Gütern.“

„Nun — nennen wir das langsame Entwicklung nach den jeweiligen Verhältnissen. Wer eine gute Ernte nach der andern macht und Jahr um Jahr ein neues Gut dazu kauft — freilich, hinterher läßt sich's leicht kritisieren. Die meisten wirtschaften fröhlich so weiter. Mein Kompliment, daß Sie da ein wenig Großzügigkeit, das heißt bei uns immer Einfachheit und Ersparnis, hineinbringen wollen. Man soll sein Geld nicht verplempern.“

Sie gingen alles durch und berieten hin und her. Nach einer halben Stunde brach Rothkirch ab.

„Am Freitag schließt der Reichstag. Ich will schon morgen nach Hause. Mir schnürt der Berliner Benzingerank die Kehle zu. Rund heraus, mein bester Professor, können Sie nicht gleich mitkommen? An Ort und Stelle läßt sich das —“

Da stog die Tür auf und ein Rudel junger Mädchen tollte in das Atelier. Sie prallten erschreckt zurück, als sie den fremden Herrn sahen, und suchten ihr Heil in einer schnellen Flucht. Nur eine, wohl die Älteste, drehte sich noch einmal um und sagte, ganz rot vor Verlegenheit:

„Tausendmal Verzeihung —“

Dann war alles fort wie ein Spul.

Professor Ladenburg lächelte den Besuch an.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ende des „Old King John.“

Skizze von Hans Wohlbold.

Seitdem Kapitän Kelley von Seiner Majestät glorreicher Regierung eine goldene Uhr und einen Sack voll Sovereigns erhalten hatte, weil es ihm — wenigstens angeblich — gelungen war, ein deutsches Unterseeboot zu den Fischen zu schicken, ließ es dem alten Hugh Edwards keine Ruhe mehr.

Was andere fertig brachten, das konnte er wohl auch noch, und sein Schiff war wie kein zweites für einen solchen Extratanz zu brauchen. Der „Old King John“ war in Greenod an Clyde gebaut, auf der ersten Schiffswerft nicht nur der vereinigten Königreiche, sondern der Erde überhaupt. Aber man konnte ihn leicht für einen Amerikaner ausgeben, denn er war ein Gassel-damer mit vier Masten, wie sie sonst hauptsächlich weftlich vom Atlantik gebaut werden. Ein schönes, großes Schiff, außer-

ordentlich beweglich und leicht zu lenken, hatte es über dem Kiel einen verborgenen Raum, der jetzt mit Munition gefüllt war, während Hugh Edwards sonst hier allerlei Schmutzgelecke aufstapeln pflegte. An Bord wie an Steuerbord waren außerdem je zwei 8,8 Zentimeter-Geschütze so gut eingebaut, daß nur eine sehr genaue Untersuchung — wie man eine solche kaum zu fürchten hatte — sie ans Licht bringen konnte. Trotz ihrer Kleinheit besaßen diese Geschütze eine gute Durchschlagskraft. Ein einziges Bollgeschloß konnte für ein Unterseeboot vollständig ausreichen.

Die Besatzung des „Old King John“ bestand, abgesehen von Kapitän Hugh Edwards und dem ersten Steuermann, Charles Barker, aus nur zuverlässigen Leuten, die alle in die Pläne des Alten eingeweiht waren und von ihm durch reichliche Whiskyrationen stets in guter Laune erhalten wurden.

Schon seit einer Woche kreuzte Edwards im St. Georgs-Kanal, südlich der Frischen See, ohne irgendeine Spur vom Feind zu sehen, als ein kleiner Schaden am Ruder ihn zwang, in Swansea zu landen. Die Reparatur dauerte nur 3 Tage, und während dieser Zeit folperte der alte Kapitän von einer Branntweinstenke zur anderen. Er war Tag und Nacht bis an den Hals mit Alkohol gefüllt, und in seinem Rausch renommierete er laut mit den Heldentaten, die er auszuführen gedachte. Er fand überall begeisterte Zuhörer, ganz besonders aber hatte er es einem jungen Burschen angetan, den er schon am ersten Tag im „Goldenen Anker“, dicht am Dafen, traf. Jener nannte sich Jimmy Dalbrook, ließ durchblicken, daß zwar seine Papiere nicht recht stimmten, er aber darauf brenne, germanischen Riten das Handwerk zu legen, und folgte dem Kapitän und dessen Steuermann wie ein Schatten. Da er ein kräftiger Mensch war, ein großer, harter Kerl mit einem Wald von staubblondem Haar auf dem Scheitel und im Gesicht, und gelegentliche fachmännische Unterhaltungen erkennen ließen, daß er in der Navigation eines Segelschiffes gut Bescheid wußte, hatte der Kapitän nichts dagegen, daß Jimmy mit ihm an Bord kam. Ein paar Hände mehr konnten auf keinen Fall etwas schaden, sondern nur von Nutzen sein.

Jimmy Dalbrook erwies sich in der Tat als ein recht brauchbarer Mensch, der noch dazu, wenn er sonst nichts zu tun hatte, voller Schmunzler steckte. Kein Wunder, daß er in seiner freien Zeit ständig in der Kapitänskajüte saß und mehr und mehr zum Liebling des Alten wurde, bis ein Vorfall eintrat, der ihm ganz plötzlich die Nase vom Gesicht riß.

Eines Morgens erschien ein Matrose, dessen Hängematte neben der von Jimmy hing, aufgeregt beim Kapitän und berichtete, Jimmy habe im Schlaf deutsch gesprochen. Hugh Edwards wollte das erst nicht glauben, aber der Mann schwur hoch und teuer, er könne sich nicht getäuscht haben. Er verstehe zwar das Deutsche nicht, doch habe er es am Klang und Tonfall erkannt. Der erste Steuermann wurde geholt, die drei berieten, und dann sandten sie nach dem Verdächtigen. Zwei Mann standen bereit und packten ihn sofort, als er eintrat. Er wehrte sich nicht lange und ließ es zu, daß man ihn durchsuchte. In seinem Rockfutter eingeklebt fanden sich in einem wasserdichten Umschlag Schiffs-papiere, die auf den Namen Niels Grote aus Husum, Matrose im Dienst der deutschen Kriegsmarine, lauteten. Der Gefangene gab, ohne eine Wimper zu bewegen, zu, daß er dieser Niels Grote sei. Er hatte zur Besatzung eines Unterseeboots gehört, das von einem britischen Handelschiff, welches unter dänischer Flagge fuhr, meuchlings zusammengeschossen worden war. Alle Mann waren ertrunken, nur er hatte unter größten Gefahren und Beschwerden das Land erreicht. Er kam nach Swansea und trat dort schon am ersten Tag den Kapitän. Sofort, als er hörte, was dieser vorhabe, sagte er den Entschluß, mit ihm an Bord zu gehen und seine Pläne zunichte zu machen, oder aber, wenn ihm das nicht gelingen sollte, bei passender Gelegenheit als Zeuge gegen ihn und gegen die britische Handelsmarine überhaupt aufzutreten.

Hugh Edwards schäumte vor Wut. Er wollte den Husumer sofort niederschicken, aber der Steuermann hielt ihn davon ab. Sie kamen überein, ihn vorläufig in Eisen zu legen und ihn dann bei der nächsten Landung der Marinebehörde abzuliefern. Diese würde nicht nur wissen, wie sie mit solchen Burschen zu verfahren habe, sie wußte jedenfalls auch seine Gefangennahme entsprechend zu belohnen. Eine Viertelstunde später lag Niels Grote im Kielraum und dann hatten sie auf dem „Old King John“ keine Zeit mehr, sich mit ihm abzugeben, denn sie mußten sehen, wie sie mit dem Schiff fortgingen.

Schon seit Stunden wehte eine steife Brise aus West-Süd-West, und mehr und mehr wurde diese zu einem Sturm.

Man war gezwungen, nach und nach alle Segel zu bergen, und bis der Abend kam, mußte man auch das Vor-Untermarssegel, das Edwards hatte noch immer stehen lassen, um Fahrt zu behalten, einziehen. Der Kapitän ließ den Sturmklüber setzen und das kleine Sturmbesän, so daß der „Old King John“ sich mit der Breitseite gegen den Wind einstellte, der ihn langsam weitertrieb. Der Gasselschumer hatte eine wilde Nacht zu bestehen, die für jedes weniger gut gebaute Schiff wohl die letzte gewesen wäre.

Unter dem sternlosen Himmel, an dem sich gewaltige Wolken-mauern türmten, jagten sich die schwarzgrünen Wogen in breiten

Reihen, über denen die weißen Gischklämme sprühten. Ununterbrochen flammten die Blitze herab in breiten Feuerbränden, die den ganzen Gesichtskreis in schwefelgelbe Fluten tauchten, und die Donnerschläge rollten wie das Geschäßfeuer einer ungeheuren Schlacht. Pfeifend heulte der Sturm über die weite Fläche und warf eine Wellenmauer nach der anderen gegen die Breitseite des „Old King John“, der sich jedesmal so weit niederlegte, daß die Wasser wie eine Sturzflut über sein Deck fegten. Aber immer wieder richtete der Gasselschumer, der in allen Jagen krachte, sich ächzend und stöhnend auf. Der Kreuzmast splitterte mit lautem Getöse und flog vom Mars bis zur Kockhalsstange über Bord. Er nahm einen Teil der Reeling an Bord mit und drei Leute, die dort festgebunden waren. Niemand hatte Zeit, sich um die Unglücklichen zu kümmern. Es gab auch etwas anderes, was gerade in diesem Augenblick das ganze Interesse des Kapitäns und seiner Mannschaft in Anspruch nahm.

Die ganze Benennung des „Old King John“ war seit Anbruch des Sturmes an Deck. Die Leute waren in ihren Teemänteln und Südwestern bis auf die Haut durchnäßt, aber der Kapitän duldete nicht, daß auch nur einer hinunterging, um jeden Augenblick alle bei der Hand zu haben. Als der Kreuzmast brach, neigte sich das Schiff soweit nach Bord über, daß Hugh Edwards eben für alle Fälle die Boote klar machen lassen wollte, als sein Blick zufällig nach Norden fiel. Es war die Zeit, da der Orkan seinen Höhepunkt erreicht hatte. Die Blitze ließen sich nicht mehr voneinander unterscheiden, der ganze Himmel war ohne Unterbrechung in ein flackerndes Feuer getaucht und das brandende Meer taghell erleuchtet.

Da sah der Kapitän in einer Entfernung von höchstens fünfshundert Metern ein Unterseeboot. Es kämpfte schwer mit den Wogen, aber es schob sich langsam vorwärts.

Der alte Edwards schrie laut auf und sein Schreien und Gestikulieren machte auch die anderen auf den Feind aufmerksam. Bald spähten alle nur noch da hinüber; das Boot nahm jetzt ihr ganzes Interesse in Anspruch, um so mehr, als der Sturm abzuklären begann. Doch noch immer war er sehr stark und der „Old King John“ tanzte wie ein Stück Holz auf den Wellen, so daß man nicht daran denken konnte, ihn zu dirigieren, oder gar das Unterseeboot anzugreifen. Das kleine Fahrzeug wurde bewundernswürdig gesteuert. Man hatte da drüben den Gasselschumer ebenfalls entdeckt, und nun fing der winzige eiserne Fisch an, ihn in weitem Bogen zu umkreisen, so wie ein Raubbogel um seine Beute kreist, ehe er sich auf sie stürzt. Wind und Wogen schienen das Boot nicht zu genieren, und nun hieß es auch noch die deutsche Kriegsflagge.

Der Sturm wurde schwächer und schwächer, und als ein trüber Morgen über das eisengraue Meer heraufzog, wehte nur noch eine leichte Brise aus Südwest. Sobald es anging, ließen die Matrosen die Wauten hinauf, an den Masten blähten sich die graugelben Segel. Der Kapitän wollte das Schiff sofort manövrierfähig haben, um das Unterseeboot so schnell als möglich anzugreifen. Er hätte jetzt bereits feuern können, wenn der Feind nicht schlau im Kielwasser des „Old King John“ gehalten hätte. Jetzt beizudrehen, um ihn vor die Breitseite zu bekommen, wäre ihm wohl sofort verdächtig gewesen. Der Gasselschumer hätte unter Umständen sofort ein Torpedo in den Bauch bekommen. Es schien dem alten Fisch, der schon im Geiste mit den Sovereigns kimperte, ratzamer, zunächst ein freundliches Gesicht zu zeigen, und so kam es, daß am Deck des „Old King John“ sehr bald das Sternennbanner im lichten Morgenwind flatterte. Edwards rief sich schlau die Hände. Das Unterseeboot würde sich wohl hüten, auf ein Schiff zu feuern, das die Flagge der Vereinigten Staaten trug. Merkten die Deutschen, wen sie vor sich hatten, so war es bereits zu spät für sie.

Während dieser ganzen Zeit lag Niels Grote im Kielraum des Schiffes und keine Seele kümmerte sich um ihn. An Händen und Füßen gefesselt, vernahm er sich nicht zu rühren, wie ein Ball slog er während des Sturmes von einer Seite auf die andere, und als es endlich ruhiger wurde, da hatte er ein Gefühl, als seien ihm alle Knochen im Verbe zerschmettert. Nun versuchte er, sich etwas auszurichten. Es gelang ihm, aber vergebens wollte er mit den gefesselten Händen das Blut von den Augen wischen, das ihm aus ein paar Kopfwunden übers Gesicht lief. Damit kam er nicht zurecht.

Da wurde plötzlich die Luft über ihm aufgestoßen und helles Tageslicht slutete in den finsternen Raum. Kapitän Hugh Edwards kam herab, gefolgt von Fred Koldwey, der einen Revolver trug und eine Laterne, die er auf den Boden stellte.

„Wenn er sich rührt, oder einen Laut von sich gibt, jagst du ihm alle sechs Kugeln zwischen die Rippen,“ sagte der Kapitän, ohne den Gefangenen eines Blickes zu würdigen, und stieg wieder hinauf. Der Dedel fiel krachend zu, die beiden waren allein.

Erst redete keiner ein Wort in dem engen, dunklen Raum. Die flackernde Petroleumlampe zeichnete lange Schatten auf die schwarzen, geteerten Spanten und draußen plätscherte leise das Wasser an die Schiffswand. Dann hörte man diese Schritte in der Höhe.

„Nicht ist der deutsche Kapitän da,“ jagte Fred Koldwey, dem die Ruhe langweilig wurde. Niels Grote blinzelte ihn aus seinen blutverflehten Augen fragend an. „Was ist's?“ sagte er.

„Sprich nicht laut,“ brach der Matrose drohend und suchte mit dem Revolver. „Wie haben ein deutsches Unterseeboot“

Niels Grote fuhr herein, so gut er konnte. Er hörte nur halb, was der andere sprach. Dörte etwas, daß der deutsche Offizier jetzt an Bord war und die Schiffspläne einseh. Sobald er wieder auf das Unterseeboot stieg, wollte man es in Grund schießen. Jetzt lag's ungünstig, im Kielwasser. Während sie den Offizier hinüber ruderten, konnte man den „Old King John“ langsam drehen. Dem deutschen Matrosen stimmte es vor den Augen.

Dergott, das war wieder dasselbe Spiel. Er hörte etwas vom Sternbanner, und der Engländer kuckerte dazu. Schon öffnete er den Mund, um zu schreien. Aber rechtzeitig befaß er sich. Der Offizier konnte ihn kaum hören. Seine Gedanken überstürzten sich. Was konnte er nun tun, um den Meuchelmord zu verhindern?

Da öffnete sich die Luke zum zweiten Male. Vier, fünf Mann liefen herab. Niels Grote war halb von Sinnen. Er hörte das Krachen des splitternden Holzes, die Matrosen brachen den Schiffsboden auf. Einer beugte sich über das Bord und hob Granaten heraus. Wie durch einen Schleier sah der Deutsche, wie sie dicht neben ihm ein Geschöß neben das andere legten, wie Fred Kold-woch eines nahm, ein anderer ein zweites, um damit die Treppe emporzulassen.

Und jetzt begann der „Old King John“, sich langsam zu drehen.

In das Gesicht des Mannes aus Suisun kam plötzlich ein eiserner Zug. Nicht an seiner Seite lagen die Granaten. Er hob die gefesselten Hände und drehte sich etwas zur Seite. Seine Finger griffen tastend nach einem Bänder. Jetzt hatte er ihn. Er atmete auf. Ein kräftiger Schlag mit dem Eisenreif, der um sein Halsgelenk lag, mußte genügen, um die Granate zur Explosion zu bringen.

Kapitän Lund war noch ein Duzend Meter von seinem Unterseeboot entfernt, als er einen furchtbaren Krach hörte. Jäh wandte er sich um. Er sah eine hohe Feuergarbe und einen Hagel von Splittern und Schiffstrümmern, die weithin in den Ozean herunterprasselten. „Old King John“ aber war verschwunden.

Wie konnte sich der Offizier erklären, wie es kam, daß der Gaffelschwimmer in die Luft flog, denn eine Minute später überzeugte er sich, daß auf seinem Unterseeboot das Torpedo noch im Rohr steckte.

Magneten in der Chirurgie.

Ein ärztlicher Mitarbeiter schreibt uns: Die Versuche, vermittelst Magneten metallische Fremdkörper aus den inneren Organen zu entfernen, sind schon alten Datums. Schon im 17. Jahrhundert benutzte man natürliche Magneten dazu. Natürlich waren deren Wirksamkeit enge Grenzen gesetzt, und erst mit der Entwicklung der Elektrotechnik entstanden starke elektrische Magneten, die zur Entfernung von Fremdkörpern verwendet werden konnten. Im Jahre 1877 konstruierte der Berliner Augenarzt Prof. Dr. Hirschberg einen Elektromagneten, der Metallsplitter aus dem Auge kraft seiner anziehenden Wirkung herausziehen sollte. Außer diesen Augenmagneten sind aber bisher keine weiteren Elektromagneten zu therapeutischen Zwecken angewandt worden. Neuerdings aber hat der Leipziger Chirurg Generalarzt Prof. Dr. Payr derartige Studien wieder aufgenommen und sich insbesondere die Frage vorgelegt, wie man mit starken Elektromagneten die inneren Organe therapeutisch beeinflussen oder jenen zu diagnostischen Zwecken verwerten könne. Die angestellten Untersuchungen galten dem Magendarmkanal. Es wurde, wie der Gelehrte in „Die Naturwissenschaften“ ausführt, der Magendarmkanal mit geeigneten, unschädlichen Eisenverbindungen, dem Eisensulfid, gefüllt und auf ihn ein starker Elektromagnet wirken gelassen. Letzterer rührt aus einer Konstruktion des Prof. Dr. S. du Bois von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin her. Das Eigentümliche an diesen „Darmmagneten“ ist, daß er seine Wirkung erst über eine indifferente Zwischenzone von 2-10 Ztm. Stärke, die Bauchdecke, entfalten darf. Erst hinter dieser soll eine kräftige Anziehung auf die Bauchorgane ausgeübt werden. Wenn man den Magendarmkanal eines Versuchstieres mit diesen magnetischen Substanzen füllt, so kann man durch Anlassen des Elektromagneten willkürliche Lageveränderungen der Därme erzielen, je nachdem man den Magneten hin- und herbewegt. Um diese Verlagerungserscheinungen festzuhalten, nimmt man von ihnen Röntgenphotogramme auf, was dadurch möglich wird, daß das eingeführte Eisen ein ausgezeichnetes Röntgenkontrastmittel ist. Wenn das Eisen in den Magen eingeführt ist, dienen schwächere Ströme von 5-6 Ampère zu seiner Sammlung; stärkere bis 18 Ampère dienen dazu, die Arbeiten zu verrichten. Die anziehende Kraft des magnetischen Feldes auf die Eisenteile im Innern ist so stark, daß man die emporggezogenen Magendarmteile

nicht nur fühlen, sondern auch sehen kann. Wichtig wird dieses Verfahren zur Feststellung von Bauchfellverwachsungen, wie sie nach Operationen und chronischen Entzündungen auftreten. Andererseits kann man sich auch über das Vorhandensein von Knickungen und Ausfällungen orientieren. Schließlich aber kann man vermittelst des Elektromagneten Darmmassage ausüben und die Verwachsungen lockern und schließlich lösen. Es liegt der Gedanke nahe, derartige Elektromagnete auch für andere Zwecke zu benutzen, die durch den Krieg besonders aktuell geworden sind, nämlich zur Entfernung von eingedrungenen Geschossen und Granatsplittern. Doch ist dies nicht immer möglich, zumal wenn die Granatsplitter in einer dichten bindegewebigen Hülle sich eingekapselt haben. Möglicherweise aber wird man den Elektromagneten bei Hirnverletzungen anwenden können. Die ins Gehirn eingedrungenen Granatsplitter erzeugen leider häufig tödliche Hirnerweiterungen, Hirnabszesse. Im Röntgenbilde sind die Splitter zwar zu sehen, aber ihre Lage ist nicht genau zu bestimmen, und es empfiehlt sich nicht, in der Gehirnschubstanz zu suchen. Hier ist es daher am Platze, mit dem Elektromagneten den Splitter zu suchen, vorausgesetzt, daß er nicht unter gesunder Hirnrinde ruht, die durch das blitzartige Austreten des magnetisch angezogenen Splitters verletzt werden würde. Dr. S. T.

Büchertisch.

— Die Kriegskompositionen des Großherzogs, Unter dem Titel „Draußen“, sechs Stimmungsbilder für Klavier, sind die neuen Kompositionen S. K. D. des Großherzogs nunmehr erschienen und in jeder Buch- oder Musikalienhandlung erhältlich. Dem ausgezeichneten Inhalt entspricht die künstlerische Ausstattung. Für Liebhaber wurde eine Vorzugs-Ausgabe von 50 Exemplaren auf holländisch Büttenpapier und in Ganz-Bergament gebunden hergestellt.

— Großer Bilderatlas des Weltkrieges Erste Fieferung. München, F. Bruckmann, N.-G. Folioformat. Preis M. 2,-. Unter diesem Titel beginnt soeben ein Kriegsbilderwerk zu erscheinen, das sich in Anlage und Aufbau wesentlich unterscheidet von allen bisher veröffentlichten illustrierten Kriegsgeschichten. Wie die Werkzeuge des Krieges, so haben sich auch die Mittel, ihn im Bilde darzustellen, zu großer Vollkommenheit entwickelt. Das geht sich an diesem Bilderbericht, der, nach den einzelnen Kriegsschauplätzen und innerhalb derselben chronologisch geordnet, die gewaltigen Vorgänge so deutlich und so erschöpfend wie möglich vor Augen führt. In der ersten Fieferung sieht man auf großen und schönen Bildern die ungeheure Vegetierung der Mobilmachungs-tage vorüberziehen, die jetzt gerade ein Jahr hinter uns liegen; man sieht die unerreichte Fürsorge für die Opfer des Krieges und die Mitarbeit des ganzen Volkes hinter der Front. Es werden später folgen die Kriegsergebnisse in Belgien, Frankreich, Ostpreußen, Polen, Galizien, Serbien, in der Türkei und an den Dardanellen, im Kaukasus und in Ägypten; die Kämpfe zur See und in den Kolonien. Der Atlas bringt nur Wirklichkeitsbilder; Phantasiendarstellungen sind ausgeschlossen. Das von Hermann Kossbrück bearbeitete Werk verzichtet — abgesehen von bald kürzeren, bald längeren erklärenden Unterschriften zu den einzelnen Bildern — mit voller Absicht auf umfangreiche Textbeigaben, die dem Wesen des Bilderwerkes widersprechen würden. Außer den Bildern werden wichtige Urkunden im Faksimile gegeben. Dem unerhörten Lügenfeldzug unserer Gegner wird die gebührende Beachtung geschenkt; Stimmungsbilder aus dem Lager der Feinde ergänzen in willkommener Weise das Gesamtbild. Der erste Band des Wertes wird bis Weihnachten fertig vorliegen, der zweite erscheint im nächsten Jahre.

Stat-Aufgabe.

Mittelhand spielt Grand auf folgende Karte:



Das Spiel geht verloren. — Wie sind die Karten verteilt und wie muß gespielt werden?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Sitzbrettspieles in voriger Nummer: Teutonen — Hoangho — Ochs — Moroni — Armband — Sprotte; Thomas Edison.